

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 180.

Montag, 5. August.

1929.

1 (14. Fortsetzung.)

Der Kanalschwimmer.

Roman von Karl Rütge.

(Nachdruck verboten.)

14. Kapitel.

In Gerda von Gagers Augen stand von Klugheit und Wissen ums Leben. Sie lebte und litt mit dem Kanalschwimmer. Es entging ihr dabei nicht die leiseste Veränderung im Wesen Fred Bronnens, seit er neben ihr in enger Gemeinschaft sein Leben abschnitt.

Aus äußerer Not hatten sie sich durch Gerda von Gagers entschlossene Handlung zu einer Gemeinschaft zusammengeschlossen. — Sie lebten nun seit über vierzehn Tagen sicher und geborgen in Scheveningen, und niemand hegte einen Verdacht gegen sie.

Aber Fred Bronnen litt. Daß die Frau die Initiative ergriffen hatte, das verzieh und verwand er schwerlich bei seinem starken, betonten, beherrschenden Mannestum. Noch viel stärker fiel aber ins Gewicht, daß er sich für immer gebunden an diese Frau glaubte. Er ahnte, daß er nur schwer zurück konnte, vielleicht nie mehr los von ihr kommen würde —, gerade weil er ohne eigenen Willen, vielleicht sogar gegen seinen Willen, an diese Frau gekettet worden war —

Gerda von Gager empfand es feinnervig. Allein noch war das Gefühl, den Sieg errungen zu haben, zu mächtig bei der Frau, als daß sie den Mann von dieser gefährlichen, grübelnden Selbstqual abgehalten hätte. Sie beobachtete ihn nur, verdoppelte ihre Bemühungen, ihm zu gefallen und zu nützen und etwaiges Verlorenes zu ersetzen. —

Allen Fragen, die aus seinem veränderten Wesen sprachen, wich sie geschickt aus. Denn dabei wurde jedesmal die Vergangenheit und ein Stück ihres Lebenskampfes heraufbeschworen, dessen sie sich hätte schämen müssen, wenn sie nicht im Optimismus des Siegers alle Gedanken an die Art des Kampfes ausschalten gewußt hätte.

Zum Glück lenkte das nächtliche Training den Schwimmer wohlthuend ab. — Er arbeitete zäh und ausdauernd an seiner Fertigkeit, die Wellen zu überwinden und Ausdauer im Wasser zu erlangen.

In einer der letzten Nächte war es ihm gelungen, volle vier Stunden schwimmend im Wasser zu bleiben. Gerda von Gager hatte Todesängste während dieser Zeit am Strande ausgestanden. —

Aber diese vier Stunden bedeuteten nur wenig gegenüber dem 32-Kilometer-Kampf mit dem Kanal und waren auch nichts gegen die sieben furchtbaren Nachtsstunden in der Scheldemündung vor drei Wochen!

Sie wurden nachts oft gestört.

Liebespaare aus Scheveningen verirrt sich mittlerweile bis an die einsamen Dünen, die, eine runde halbe Stunde von dem Badeort entfernt, von Fred Bronnen eigens so entlegen ausgewählt worden waren. Auch das Wasser schien ihm hier günstig für sein Training und die Orientierung selbst in den selten gänzlich dunklen Nächten nicht allzu schwierig.

Gerda von Gager froh beim Rufen von Menschen jedesmal die Düne hinauf und verharrte hinter dem hohen, spärlichen Graswuchs. Fred Bronnen war meist im Wasser —, und wenn er aus dem Wasser stieg und Leute kamen in seine Nähe, dann eilten sie erschreckt davon.

Den Trainer, der seine Übungen sachgemäß leitet und überwacht, vermied Fred Bronnen bei seinen

nächtlichen Übungen sehr. Er sprach oft mit Gerda von Gager darüber. Doch zunächst konnte man nichts unternehmen.

Für später — das Später berührte sie immer wieder, und sie sprachen von ihm mit heiliger Scheu — wollte man versuchen, den bekannten Berliner Schwimmer Max Gullmann als Trainer zu bekommen, der als umsichtig und gewissenhaft galt und großen Aufgaben stets lebhaftes Interesse entgegenbrachte.

Miß Maud Blank war unterdessen im heimatischen Amerika eingetroffen und vom Vater, Mr. Eduard Blank, in der Bostoner Villa ans Herz gedrückt worden. Der grauhaarige alte Herr war eiliger Geschäfte wegen nicht am Dampfer gewesen. Doch er eilte sogleich in die Villa, als ihm die Ankunft der Tochter telephonisch gemeldet worden war.

Eine ungewöhnlich zärtliche Begrüßung fand zwischen Vater und Tochter statt. Der alte Herr blickte danach seiner Tochter lange in die Augen. Er schien von dem Ergebnis seiner Prüfung befriedigt zu sein.

„Gut, daß du da bist“, sprach er in seiner kurzangebundenen, nicht unhöflichen Art, „alles ist vergessen. Nun sei fröhlich daheim!“

Miß Maud Blank verstand diese Worte nicht gleich, und als sie ihren tieferen Sinn erfaßt hatte, überzog eine feine, geheime Röte ihr junges Gesicht. Trotz kämpfte mit Empfindsamkeit. Dabei gewann der Trost die Oberhand.

Sie eilte noch am Nachmittag, da für sie die Sache langen Aufschub nicht vertrug, zu ihrem Vater ins Bureau in der Stadt, um zu ihm von dem Plan zu sprechen, der in ihrem Köpfchen während des letzten Teiles der Überfahrt entstanden war und den sie vergebens zu unterdrücken versucht hatte.

„Mein Kind?“, fragte der amerikanische Geschäftsmann höflich aus seiner Arbeit heraus.

„Ich habe einen Wunsch, Papa! Bitte, erfülle ihn mir!“

„Gern, soweit ich es kann und einsehe, daß dir —“ „Ohne Vorbehalt, Papa —, sonst hat es gar keinen Zweck, daß wir miteinander darüber reden!“

Mr. Eduard Blank wandte sich.

„Um was handelt es sich?“

„Um einen Sportsmann, dem man helfen muß!“

„Um den Kanalschwimmer?“

„Ja!“

„Hm!“

Mr. Eduard Blank, der Besitzer großer Stahlwerke und vieler Aktien anderer Unternehmungen, disponierte kalt und geschäftsmäßig:

„Liebes Kind, das ist unmöglich, denn zunächst —“

Aber die Tochter war nicht für eine geschäftsmäßige Erledigung der Angelegenheit, sondern beanspruchte eine gefühlsmäßige, wie sie sie aufwandte.

Da wurde Mr. Eduard Blank ernst, erhob sich und redete in väterlicher Weise, entschieden, eindringlich und überzeugend der Tochter die Idee aus, den Schwimmer nach Amerika in veränderte Verhältnisse zu bringen und ihn hier zu „machen“.

Er brachte so viel Gründe, die sich dagegen aussprachen, daß Miß Maud Blank das Köpfchen hängen

ließ und versprach, über die Sache nicht mehr zu sprechen und nicht mehr nachzudenken.

„Übrigens wirst du dich mit Mr. William Miller in diesen Tagen verloben —“

So kam es, daß man nichts mehr von Miß Blant hörte und Fred Bronnen von ihrer sportbegeisterten Unterstützung nichts mehr sah.

Daß Miß Blant ein Detektivbureau beauftragt hatte, den Fall Hoofft ganz geheim zu erforschen, und daß bald darauf täglich an ihre Adresse lange Kabeltelegramme aus Holland gingen, das wußte niemand außer Miß Bagenstecher und dem Absender der Telegramme, Mac Allan, einem der tüchtigsten Detektive von Boston.

Der amerikanische Detektiv pirschte sich über Knoed-sur-mer nach Holland hinüber, graste die Zeeland-Inseln und Halbinseln ab, fand in dem farbenfrohen Städtchen Middelburg eine Spur und verfolgte sie über das lärmende Rotterdam nach dem exklusiven Haag, bis hinaus nach dem feudalen Seebad Scheveningen.

Im Kurhaus zu Scheveningen stieg er ab.

Seit dieser Stunde gingen die langen Kabeltelegramme von der Küste Hollands nach Boston über den großen Teich. —

Der Amerikaner war groß, breit, mit gefurchtem, häßlichem Gesicht. Den Amerikaner verleugnete er weder in Bewegungen noch in Sprache und Auftreten. Er saß bei den Mahlzeiten allein an einem Tisch im Speisesaal. Er hatte darauf bestanden, einen Fensterplatz zu bekommen, den man sonst nicht gern einzelnen Gästen überließ.

Am Nebentisch saß einander, stets im gedämpften, lebhaften Gespräch, das Ehepaar aus Basel gegenüber. Ihm am nächsten der Amerikaner.

Die Augen Mac Allans gingen über den Tisch kühl hinweg. Dagegen beizogen die Ohren die Neigung, nach dem Nebentische sich zu entwickeln, und recht viel verwendbare Brocken des Gesprächs aufzufangen.

Wie das Paar am Nebentisch, so war auch Mac Allan überaus bettischeu. Er pflegte selten vor ein Uhr nachts die Hotelhalle zu durchschreiten und kam merkwürdigerweise immer kurz vor oder nach den Basslern.

Den Mund tat er im Kurhaus und auch anderwärts selten auf. Er fragte nichts. Er beobachtete nur.

Was er beobachtet, das ging unverzüglich per Kabel an die ungeduldig harrende Auftraggeberin über das große Wasser nach Boston.

„Das Verhältnis zwischen dem angeblichen Paar ist nur äußerlich innig, was nicht nur die getrennten Zimmer beweisen“.

berichtete er kurz angebunden und diplomatisch.

Ein andermal:

„Die Vorsichtsmaßnahme, sich als Ehepaar auszugeben, erweist sich unzweifelhaft als gut. Das Paar fühlt sich vollkommen sicher. Die harte Nacharbeit am Meer zeigt, daß es nichts als ein Zweckbund ist.“

Mac Allan wußte es seiner Auftraggeberin anscheinend recht zu machen, denn sie rief ihn nicht zurück, als sie erfuhr, daß Fred Bronnen gerettet war — aber daß an der Rettung eine Frau Anteil hatte, mit der er sich in Scheveningen verbarg.

Wie Mac Allan das Verhältnis seiner Auftraggeberin darstellte, das hatte Beruhigendes, Interessantes und Geheimnisvolles zugleich.

„Die Entfremdung zwischen dem Paar macht entscheidende Fortschritte. Die Gespräche bei den Mahlzeiten, bei denen stets die Pläne vorherrschen, sind verstummt. Gestern nacht ist der Schwimmer das erste Mal allein zu seinem nächtlichen Training ausgegangen und blieb die ganze Nacht fern. Er scheint die Frau unzweifelhaft satt zu haben und sehnt sich danach, von ihr freizukommen.“

Dieses Kabeltelegramm stimmte Mac Allan besonders freudig. Wenn sich äußerlich bei ihm auch nicht viel von dieser Freude zeigte.

Am nächsten Tage wußte er zu berichten:

„Das Verhältnis zwischen dem Paar hat sich zwar gegen gestern gebessert. Aber die Spannung besteht weiter und scheint Fortschritte zu machen, die zum Bruch führt. Man braucht nur an die Fest-

stellung der Unschuld Fred Bronnens zu denken, die in die Nähe gerückt scheint. Heute wurde hier ein Hoteldieb festgenommen, der mir einen Besuch abzustatten gedachte. Er kam an den Falschen. Ich habe ihm heimgeleuchtet. Er sitzt fest und ist stark verdächtig, in Dünkirchen die Hand im Spiele gehabt zu haben. Die phlegmatischen Holländer sind nicht darauf gekommen. Aber ich habe ihnen uneigennützig den Tipp gegeben. Es war ganz leicht. Die Zeitungen werden darüber schreiben!“

Dies war das längste Kabeltelegramm Mac Allans und kostete ein hübsches Stück Geld, das Mr. Eduard Blant in Boston schmerzen würde, wüßte er davon. — Doch warum sollte er von allem erfahren, was die selbständig erzogene Tochter trieb?

15. Kapitel.

Kommissar Briand war in Scheveningen eingetroffen. Er entschloß sich, im Kurhaus Wohnung zu nehmen, und zog in das luxuriöse Haus ein.

Er besaß eines der billigeren Zimmer, die auf den großen kreisrunden Platz vorm Kurhaus hinausgingen und für solche Gäste bestimmt waren, die das Rauschen des Meeres nicht vertrugen. Bei Kommissar Briand hatte es andere Gründe. Die billigen Gäste beachtete das Personal und die übrigen Gäste nicht! Das wollte Kommissar Briand.

Eigentlich hätte er ja gleich nach der — noch bevorstehenden — Vernehmung des verhafteten Hoteldiebes, der im Haag in Gewahrsam war, Holland wieder verlassen können und das Kurhaus Scheveningen überhaupt nicht mit seinem Besuch zu beehren brauchen. Allein den Kommissar interessierte das Scheveninger Kurhaus. Er richtete sich in ihm ein, als wollte er für mehr als flüchtige Nachstunden in dem behaglichen, eleganten Hause verweilen.

Die Kurliste des Weltbades hatte ihn an das Kurhaus gewiesen. Ein Paar interessierte ihn hier. Er kannte es noch nicht. Er wußte nur die Namen.

Er hatte von dem Paar in den Zeitungen gelesen. Von waghalsigen Schwimmunternehmungen in der Seebadeanstalt des vorsichtig geleiteten Weltbades. Die waghalsigen Schwimmkünste hatten zur Folge, daß der tollkühne Schwimmer (über den zahlreiche Zeitungen des In- und Auslandes interessiert berichteten) des Bades verwiesen worden war. Dieser Schwimmer schien nach Ansicht Kommissar Briands immerhin bemerkenswert, und es konnte nicht schaden, wenn er ihn gelegentlich seines Besuches Hollands genauer ansah.

Lange vor Beginn des Dinners begab sich Kommissar Briand in den Speisesaal und wußte es trotz des Sträubens des steifen zugeknöpften obersten Obers durchzusetzen, daß ihm im eleganten, hellen Restaurationsaal, dessen Riesfenster auf das Meer hinausgingen, ein Platz dicht neben dem Basler Ehepaar reserviert wurde.

Als sich der weite, festliche Saal und der anstößende zwangvollere Speisesaal zu füllen begann, saß Kommissar Briand bereits an seinem Platz. Mac Allan schielte grünäugig, mit verkniffenem Gesicht, zu dem Konkurrenten hin, den er mit weit vorspringender Berufsnahe sogleich zu wittern schien.

Kommissar Briand grüßte belustigt, als er sich beobachtet und taxiert von diesem Yankee sah.

„Goddam“, fluchte Mac Allan und wandte sein Interesse wieder dem Paar am Nebentische zu.

Die Frau trug heute ein kostbares, tiefausgeschnittenes silbergraues Kleid. Sie machte eine blendende Figur. Alle Blicke wandten sich ihr zu.

Der Mann war rot und leicht verlegen vor Stolz. Er trug einen dunklen, einfachen Anzug und eine goldgeränderte Brille, die zu dem scharfgeprägten Gesicht nur schlecht passen wollte.

Mac Allan knurrte vor sich hin:

„Haben es nötig, sich gegenseitig anzupreisen!“

Kommissar Briand murmelte in den Bart:

„Haben es nötig, sich unkenntlich zu machen!“

Während des Dinners ereignete sich nichts. Das Paar aß schweigend und nahm keine Notiz von dem neuen Gast. Es ging noch vor dem Nachtschlaf und ließ sich in den zweiten Stock fahren. (Fortf. folgt.)

Alexander Selfirks Schicksal.

Skizze von Gerhard v. Gottberg.

Es war wie ein Schrei gewesen, wie ein wildes, verzweiflungsvolles Aufbegehren und hatte doch in einem Fluch ausgeklingen. Er konnte sich an alles noch genau erinnern. Der Kapitän hatte ihn in Ketten werfen lassen; ein Fußtritt war sein Abschied gewesen. Und dann . . . ?

Eine einsame Felsküste nahm ihn auf, Urwald dahinter; just geschaffen, um einem Wahnsinnigen für seine Tollheiten zu dienen. — Mit einem Hohnwort hatten die Kameraden ihn auf der Insel zurückgelassen. Mochte er mit dem Teufel hier Gefährtschaft halten oder den Wildpapageien Geschichten erzählen. Er, der Meuterer, war ein Korn nur, das man am besten vertilgte. — Mit leuchtendem Grimm hatte er sie zurückfahren sehen . . . wortlos . . . ahnungslos noch über sein Schicksal . . . Sie würden ja umkehren, würden ihn zurückholen! — Doch weiter und weiter entfernte sich das Boot — und endlich? An den Gasseln des Seglers da hinten flog die Leinwand hoch — immer ferner verschwammen die Umrisse des Schiffes. Was fragte Kapitän William Dampier danach, ob er seinen auffässigen Oberbootsmann dem Einödsstod überlassen hatte?

Tage kamen, hallten sich zu Wochen und Monden. Die kleine Insel durchkreuzte er kreuz und quer, doch der Ocean gab keine Möglichkeit zum Entinnen. Und es kamen Nächte, da der Verlassene wie ein verschlehtes Tier vor dem eigenen Schatten flüchtete, ruhelos . . . als ein Ahasver in Eünde und Wüste. Gab es denn keine Hoffnung? Er suchte zum Himmel, all seinen ohnmächtigen Haß schrie er in die Einsamkeit, doch nur das Echo im Urwald, das Klappern der Papageien ward ihm zur Antwort.

Da verstummte er.

Ein Jahr verging, das aus einem verhärteten, Mensch und Himmel verachtenden schottischen Matrosen einen Träumer machte. Wo war aller Haß noch, wenn er stumm an der Felsküste stand . . . ein Schiff erscheinend, wenn Heimweh und Mitternachtsqual ihm die Sinne zerpreksten. Schweigend, wie dieses große, erdrückende Schweigen ringsum mußte er sich selbst ertragen. Er war ein „Nichts“, die Natur das „Alles“.

Vier Jahre sah Alexander Selfirk auf der einsamen Insel. Weiß wurde sein Haar, stumm sein Hader gegen Schicksal, Menschheit und Gott. Es war nicht mehr Stumpfheit in ihm, es war ein wunschloses Ergeben. Einmal würde die Stunde kommen, wo er müde und zerbrochen in sein Felsloch kriechen würde, um zu verenden. Draußen aber würde das Leben weitergehen, die Sonne in urewigem Gleichmaß weiterfluten, das Meer tauschen. — —

Und dann war doch all dieses unter einem Gedanken zerronnen. Weit draußen an der Spitze der Insel, vor den Klippen sah er ein Schiff.

Mit dem rissig schartigen Werkzeug, das ihm einst noch die spottenden Kameraden auf den Strand geworfen, schlug er Buschwerk und Äste zusammen. Ein Feuer loderte, schlug spitze Flammenzungen gen Himmel. Er aber hob die Hände empor . . . betend . . . ihn aus Läuterung zur Schicksalsgemeinschaft „Mensch“ zurückzuführen.

Und dann ein Schrei, ein irrer, verzweifelter Schrei; der Schoner da hinten schien nicht Ausschau zu halten . . . seine Masten verschwammen im Dunst. Doch nein! War nur eine Nebelbank vorgetreten? Er sprang auf, watete bis an die Hüften in die See. „Herrgott, erbarm dich!“ —

Am Abend aber lag ein verzweifelt zusammengebrochener Mensch am Strande, schrie und wimmerte. Gab es denn keine Erlösung mehr? War jedes Bitten, jedes Flehen zum Hohn gewordene Karrekei? Spielte Fata Morgana ihm lichte, flatternde Bilder, um ihn dann nur noch mehr niederzuschmettern? Monde vergingen. Wie ein Irre tastete er durch seine Kerkerinsel, kaum daß er die mühsam gefangenen Wildziegen fütterte.

Und wieder kam ein Morgen, brachte ein weißes, hochbordiges Schiff, das nahe der Insel seines Weges zog. Alexander Selfirk aber zündete kein Feuer mehr an. Schon vor Wochen hatte er einen Flaggenmast auf der Felspitze errichtet, das Gend eines angetriebenen Toten aufgezogen. Nun mochte das Schicksal sprechen, es half ja kein Aufbegehren. Nicht Trost, Haß und Hohn bewältigten sein Elend, sondern nur die frei waltende Fügung der Allmacht, die er bisher als einen Land der Narren ausgeschrien.

Er war aufgesprungen. Mit verglasten Augen starrte er übers Meer. Warte ihn wieder ein Gespenst, das die Hoffnung ihm vorgaukelte? Nein doch . . . da!

Das weiße Schiff dort drüben hatte die Segel fallen lassen; ein Boot stieg von ihm ab . . .

Es war im Jahre 1709!

Der alte Kapitän Woodes Rogers von der „Great Burne“ war selbst ins Boot gestiegen: „Greißt aus, Bogs! Wollen sehen, wer dort den Lappen auf den Mast gepflanzt!“

Und näher kam das Boot . . .

Der Einsame am Strande konnte die Glieder nicht regen. Er wollte schreien, doch er konnte nicht; er wollte ans Ufer stürzen, doch kein Schritt entrang sich seiner Starrheit. Doch aufgerichtet verhielt der alte Kapitän, sah nach dem Eiland hinüber, wo ein langbärtiger Greis stand . . . regungslos . . . den steinernen Felschroffen gleich, die sich in starrer Leblosigkeit um die Insel sadten.

„Wer seid Ihr, Mann?“

Es kam keine Antwort, taumelnd wollte der Fremde zu ihm stürzen, doch er brach zusammen. — — —

Zwei Monate später traf die „Great Burne“ in London ein; mit dankbarem Händedruck an Kapitän Rogers stieg ein in sich gefehrter Mann ans Land. Alexander Selfirk war in die Heimat gelangt. — — —

Nach Jahren kam ein Abend, da der greise, einstige Oberbootsmann in einer niederen, eichgetäfelten Schenke Londons saß. Stumm starrte er vor sich hin, mied die Fremden, die am Nachbartisch sich laut unterhielten. Ein abgegriffenes Heft lag vor ihm . . . wirr und fraus enthielten die gelben Seiten seine Erinnerungen. Und immer wieder griff er danach, als könne er sich noch immer nicht losreißen von der viereinhalbjährigen Einsamkeit inmitten des Ozeans, als lebe die Insel seine Seele noch immer mit stählernen Klammern.

Nebenan, wo unter etlichen Matrosen ein stattlich breiter Mann saß, rückte man mit den Stühlen; es war dort stiller geworden, und ein Raat wies heimlich mit dem Daumen zu ihm: „Der dort ist's! Teufel, ich möcht' in seiner Haut nicht spaziert sein!“ Und mit leiser Stimme erzählte er von des Schottländers Schicksal. — Der Fremde am Tisch hatte wortlos zugehört, dann ging er mit großen Schritten zu dem Vereinsamten hinüber; fragte. Und Alexander Selfirk begann mit tonloser Stimme zu sprechen; wie aus weiter, weiter Ferne klang das — unbewußt — in eigener Seele suchend.

Der Fremde unterbrach ihn nicht. Spät abends nahm er ihn mit sich in sein kleines, altertümliches Haus am Ed. „Daniel de Foe“ stand schwarz in die braune Innentür der Wohnung eingekerbt.

Alexander Selfirk blieb Wochen bei ihm, fand endlich durch seine Hilfe ein ruhiges Brot. Aus seiner Erzählung aber und aus den vergilbten Erinnerungsblättern schrieb sein Gastgeber Daniel de Foe das berühmteste und schier unsterbliche Buch „Robinson Crusoe“.

Massentod am Meere.

Von Rudolf Sündt.

Wenn man manche Gesteine zur Hand nimmt, die unsere Gebirge aufbauen, dann kann man sich in den meisten Fällen nicht vorstellen, daß sie aus lauter versteinerten Tieren oder Pflanzen bestehen sollen. Der Muschelkalk hat keinen Namen von der schichtweise vorkommenden Überzahl von versteinerten Tieren. Wenn man sich im Mainzer Becken die Riesensengen tertiären Hydrobientalles oder die Massenansammlungen der Armfüßer *Productus horridus* in manchen Schichten des Geraer Zechsteins vorstellt, so fragt man sich, unter welchen Bedingungen diese Gesteine der Vorzeit entstanden sind.

Die neuesten Arbeiten des meeresgeologischen und meerespaläontologischen Forschungsinstitutes Sendenberg im Wattenmeer bei Wilhelmshaven — das Unternehmen ist von der Sendenbergschen Naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt und von der Frankfurter Universität gegründet und wird von diesen unterhalten — haben uns mit dem Massensterben im oder am Meer bekannt gemacht. Ferdinand Trusheim stellte Beobachtungen über den Massentod von Insekten an. Er fand im Mai 1928 am Spülraum des Sandstrandes an der dritten Hafeneinfahrt einen 20 bis 50 Zentimeter breiten Insektenstreifen. Beim näheren Hinsehen ergab sich, daß es Millionen von Insekten waren. Nur die kleineren Exemplare lebten noch. Die Untersuchungen zeigten in dem Haufen Blattkäfer, Marienkäfer, Laufkäfer, Wassertäfer, Schwimmkäfer, Rüsselkäfer, Blattwespen, Wasserwanzen, Baumwanzen, einige Schmetterlinge. Man konnte diesen Insektenspülraum auf 1,5 Kilometer Länge hin beobachten. Wenn man die Anzahl der Insekten nur schätzungsweise angeben wollte, dann waren es bei einer Durchschnittsbreite von 25 Zentimeter und einer angenommenen Dicke von einem Zentimeter rund 3000 Liter. In einem Liter wurden gegen 13 500 Käfer einer Sorte gezählt. Nach dieser Feststellung befanden sich im ganzen Spülraum 40 Millionen Käfer. Die Insekten stammten vom Lande und waren durch Ostwinde aufs Meeresgebiet getragen worden. Wenn drückten die in der Luft befindlichen Tiere nach unten in kältere Luftschichten. Sie erstarrten und fielen nieder. Das Wasser trug sie in dem schmalen Spülraum zusammen.

Man kennt noch mehr solcher Insektenansammlungen. Der deutsche Gelehrte von Friesberg hat in Südamerika im Jahre 1925 mehrere, sich wiederholende Heuschreckenschwärme gesehen, die einen halben Meter Breite, 10 bis 15 Zentimeter Höhe und eine unübersehbare Länge besaßen. Mit Salz untermischt, konnten sie sich lange halten. Im Jahre 1890 fuhr ein holländischer Ozeandampfer 33 Stunden durch eine dichte Heuschreckenschicht. Auf einen Quadratmeter kamen 200 bis 300 Stüd Heuschrecken. Bei den griechischen Inseln und an manchen Spülräumen der Nordsee findet man Riesenansammlungen von Marienkäfern. Pfingsten 1922 beobachtete man bei Travemünde einen Spülraum von Maikäfern, der 15 bis 20 Zentimeter breit war und mehrere hundert Meter lang sich hinzog. In Irland und an der schwedischen Küste kamen ganze Schwärme von Maikäfern um, so daß man sie mit Karren wegfahren oder mit Mäsen vernichten mußte. Sonnenkäfer gerieten oftmals in Riesen-Schwärmen vom Festland nach England. Bei Großbritannien, Schweden, Finnland fand man auf dem Meere Riesenschwärme solcher umgekommenen Käfer. Schon Darwin beobachtete Kohlweisslingsmassen, welche die Sonne verfinsterten und die von plötzlich einfallenden Winden auf das offene Meer getrieben wurden. Die Einbettung solcher Insekten in Sand und Schlamm, in dem sie später erhalten werden, erinnert an die Entstehung der versteinigten Ameisen von Deringen in tertiärer Molasse. Hier handelt es sich um geflügelte Tiere.

In der Förde der Untertrave zwischen Lübeck und Travemünde setzte am 15. und 16. März 1927 ein Massensterben von Deringen ein. Es war nach Dr. Georg Eberle auf giftige Gase zurückzuführen, die aus einer Industrieanlage stammten. Auf einer Strecke von 50 Meter lagen auf dem einen Meter breiten Uferaum 86 tote Deringe und Sprossen. In dem bei drei Viertel Meter tiefen Wasser wurden auf dieselbe Länge in 12 Meter Breite 400 tote Fische gezählt. Durchschnittlich kamen auf 650 Quadratmeter 500 Stüd. Nach der Meinung der Fischer, die beim ersten Zug 5000 Pfund gefangen hatten, waren für vierzehn Tage Fischfänge durch die Gasvergiftung zugrunde gegangen.

Für das Vorkommen versteinerter Fische ist die Lage dieser vergifteten Tiere von Interesse. Bei allen Deringen und Sprossen konnte man das weit aufgerissene Maul, die klaffenden Kiemenbedel, das paarweise Zusammenliegen in seichten Mulden beobachten. Auch bei versteinigten Fischen fällt dieses paarweise Einbetten auf. Das beruht darauf, daß, wie Georg Eberle beschreibt, „von dem in der Ufersone vor- und zurückpendelnden Wasser die am Boden liegenden Fische wie von einer leicht schüttelnden Sortiermaschine hin- und hergerückt wurden. Sie kommen zur Ruhe, wenn sie in die vorhandenen kleinen Mulden und Vertiefungen des Bodens geraten sind. In größeren Mulden sammeln sich natürlich auch mehrere Körper.“ Außer den Fischkörpern wurden Millionen und aber Millionen von Schuppen sortiert, die von den Welsen an die Ufersäume getragen wurden. Als weitere Folge dieser Vergiftung war ein Massensterben von Schlammkreben anzusehen, das am Westufer der Traveförde unterhalb des Vorgebirges Stülper Hule, in mehreren hundert Meter vor sich ging. Es handelt sich um den Schlamm- (Corophium) und den Flohkreb (Gammarus). Sie waren schon sehr zerstückt. Nur bei den einigermaßen erhaltenen Exemplaren standen die mächtigen Scheren noch mit dem Leib in Verbindung. Die Deringe sind immer von Wasser bedeckt gewesen. Dennoch zeigten sich bei manchen Verbiegungserscheinungen, die auch versteinert vorkommen und nach Eberle auf krampfartige Stellungen, welche das Tier vielleicht im Todeskampf annahm und in welchem es nach dem Verenden durch die gezerrten Muskeln verblieb, zurückgeführt werden.

Die Gegenwart bietet uns in unzähligen Beobachtungen Beispielen, wie Riesenansammlungen von Versteinerungen entstehen, die denselben Gesetzen unterliegen, wie sie in der Vorzeit tätig waren.

Nachtgewitter.

Von D. Feukner.

Wie der Tag gewesen, so wurde auch der Abend: schwül, drückend, Trägheit und Müdigkeit erzeugend, und zwar nicht nur bei den Menschen, sondern auch bei Tieren und Vögeln; denn es herrscht kein Umgang, kein Verkehr, keine Sangesfreudigkeit. Empfinden die mit verfeinerten Sinnen ausgestatteten Kinder der freien Natur vielleicht schon, daß trotz des wolkenlosen Abendhimmels etwas in der Luft liegt? Oder welsch sonstiger Grund bedingt diese übernatürliche Ruhe, diesen geradezu unheimlich wirkenden Frieden?

Weitab vom rauschenden, brillenden, nervenaufpeit-

schenden Verkehrsstrom der Großstadt, ja fern auch dem beruhigenden Tätigkeitsgeplätscher des kleinen Dörfchens hocke ich im Grundammer schattenpendenden Walde, in meinem „Wolkentudusheim“ und kämpfe mit dem nach meinen kostbaren Lebensjahren lechzenden Geschmeiß derer von „Culex pipiens“, auch Schnake genannt. Dies mein „Märchenstübchen“ ist aber nicht aus Gold, Karfunkel- und Marmelsteinen erbaut, hängt auch nicht in Wolkenhöhe im freien Äther, sondern es stellt ein kleines Bretterhäuschen dar, das an einem Bachufer in etwa fünf Meter Höhe zwischen vier starken Erlen eingebaut ist. Der „kostbare“ Teppich besteht aus einer dicken Schicht Sägespäne und die „schwellende Sitzgelegenheit“ wird durch ein schmales Brett dargestellt. Ein solches Gebilde nennt man Kanzel, oder „Naturbeobachtungsposten“, der freilich manchmal auch zu anderen Zwecken „mißbraucht“ wird.

Wie schon gesagt, hocke ich hier an diesem verschwiegene Plätzchen, zerdrückte unzählige Stechmücken und verwandle Tabak in Rauch. Trotz der Quälgeister, die mir das Blut abzapfen wollen, gefällt es mir in dem „Lusthäuschen“ so gut, daß ich — wie schon so oft — beschließe, die Nacht hier auszubringen. Diese hat soeben ihren Schleier über den Wald gebreitet, der jede weitere Beobachtung unterbindet. Deshalb lege ich mich auf den Boden, den mit Heu ausgestopften Kutschsack als Kopfpolster benutzend und schlafe auch bald ein. Meine Schukmatte habe ich in eine Ecke der Kanzel geklettet.

Plötzlich läßt mich ein gewaltiger Donnerschlag auffahren. Etwas erschrocken erhebe ich mich, öffne die Tür und schaue hinaus in die Nacht, um zu erwägen, ob eine Heimkehr nach dem etwa eine Stunde entfernt liegenden Dörfchen noch möglich ist. „Es trägt die Nacht ein schwarzes Kleid! Wer steht nur wohl darinnen? Dem einen scheint es Priestertuch, dem andern Teufelslinden.“ Der „andere“ bin ich jetzt. Denn draußen herrscht keine gewöhnliche Nacht mehr... der in lichter Lohe brennende Himmel hat sie taghell erleuchtet. Das ist kein einfaches Blitzen, sondern das ununterbrochene Durcheinanderschwirren losgelassener Feuerschlangen, vergleichbar — nur tausendfach vergrößert — dem Feuerregen in hohe Luft zerplandernden unzähliger Raketen. Es hat den Anschein, als ob das Auge Gottes fortwährend blinzele und jedes Blinzeln ein Blitzstrahl wäre. Das Rollen des Donners hört sich an, als würde eine tonnenschwere Kugel über einen hohen Bretterboden geschoben, bald aufschwellend zu trommelfellsprengendem, übergewaltigen Crescendo, bald abschwelkend, sich in mittelmäßigem Piano verlierend. Ein Schauspiel grauenhafter, herabschlaglähmender Schönheit, von entsetzten Argwahlen inszeniert, vom Leben der Nähe mit atemraubender Spannung beobachtet. Und doch findet sich dieser Höllensput erst am Anfang seiner Entwicklungsmöglichkeit; denn von Minute zu Minute steigert sich die Wut des Gewitters, das ich in ähnlicher Heftigkeit bisher „... einmal, und zwar in ferner Tropenzone, erlebte.“

Ich nehme auf der Bank Platz, durchschauere von der Ähnung: Deine letzte Stunde ist gekommen, das ist die Nacht der Vernichtung. Immer knatternder brüllt der Donner, immer unheimlicher wabert das Flammengesteht tausendfach verschlungener Blitze vor meinen verstörten Blicken auf und ab, ab und auf. Jetzt kracht und prasselt es über mir, eine besonders grelle Feuerschlange blendet mich, züngelt nach meinem Kopfe, daß ich mit beiden Armen eine Reflexbewegung der Abwehr mache. In demselben Augenblick liege ich auch schon, von geheimnisvoller Nacht umgeben — auf dem Boden der Kanzel, durchquert von dem Gedanken: „Jetzt hat es dich getroffen, jetzt wirst du wohl tot sein!“ Entsetzt schaue ich um mich... Brennt etwa die Kanzel? Brennen die Bäume, die sie stützen? Doch nein... nirgends sehe ich Feuer, nur das aus den Wolken hüllt mich nach wie vor in seinen Flammenmantel. Vor Schreck gelähmt, liege ich regungslos. Als ich wieder einer Bewegung fähig bin, ziehe ich mir den Flügel meines Rodemantels über das Gesicht, um die losgelassene Hölle nicht mehr sehen zu müssen.

Drei volle Stunden dauerte die „Schlacht“ der Wolkensäthe mit der Erde. Endlich hat aber auch die letzte „Batterie“ ihre Geschosse verfeuert, und der neue Friede grüßt den jungen Morgen; nur ein wenig Nachregen bildet den Epilog des Gigantentampfes. Noch zitternd vor Erregung erhebe ich mich und klettere die Leiter hinunter, um mir den Schaden zu besehen: Der linke Kanzelsaum — vom Blitz aus beobachtet — an dem ich mit dem Rücken lehnte, ist von oben bis zum Kanzeldach völlig zerschmettert, seine Krone liegt im Wasser. Nach unten zeigt der Stamm keinerlei Zeichen des Blitzstrahls, der seinen Oberteil getroffen und zersplittert hat. — Daß er nicht lang herunter durch die Kanzel fuhr und mich erschlug, ist wohl eins der vielen Rätsel, die der Blitz in einer besonderen Laune aufgibt.